WIE IM HIMMEL, SO AUF ERDEN

Gerechtigkeit im Neuen Testament ist von Barmherzigkeit nicht zu trennen, Barmherzigkeit nicht von Gerechtigkeit. So wird Gerechtigkeit zu einer Hoffnung auf mehr.

Autor Thomas Söding **Illustrationen** Bene Rohlmann / Sepia

In seinem Kommentar zu den Seligpreisungen der Bergpredigt schreibt Thomas von Aquin: »Gerechtigkeit ohne Barmherzigkeit ist Grausamkeit; Barmherzigkeit ohne Gerechtigkeit ist die Mutter der Auflösung.« Der große Theologe des Mittelalters, der seine Hauptaufgabe in der Auslegung der Heiligen Schrift gesehen hat, bringt eine theologische, aber auch eine philosophische Wahrheit zum Ausdruck, die es in sich hat. Viele würden ihr spontan zustimmen. Thomas von Aquin baut eine Spannung auf, die tief in der Bibel verwurzelt ist, weil sie urmenschliche Ängste und Hoffnungen zum Ausdruck bringt: Wie stehe ich da, wenn meine geheimsten Gedanken, meine heimlichsten Taten, meine tiefsten Gefühle mit dem scharfen Schwert des Gesetzes seziert werden? Wie stehe ich da, wenn ich nur auf die Almosen angewiesen bin, die jemand mir gönnerhaft gewährt – oder auch nicht? Wie stehe ich vor mir selbst und vor den anderen, wie stehe ich auch vor Gott da? Und wie steht Gott da, wenn er immer noch einmal ein Auge zudrückt? Und wie steht er da, wenn er dreinschlägt in seinem heiligen Zorn, um dem bösen Treiben ein Ende zu machen?

Wer das Vaterunser betet, spricht mit den Worten Jesu: »Dein Wille geschehe – wie im Himmel, so auf Erden.« Dieser Wille Gottes ist gerecht. Das sagt die Bibel Israels; so verkündet es Jesus; nichts anderes haben die Apostel gelehrt. Kann aber die Gerechtigkeit barmherzig sein? Und die Barmherzigkeit gerecht? Um Thomas von Aquin zu variieren: Wie sähe eine Gerechtigkeit aus, die mit Barmherzigkeit einherginge, und wie eine Barmherzigkeit, die mit der Gerechtigkeit Freundschaft schlösse? Ist es dann der Himmel auf Erden? Oder eine sehr irdische Vorstellung vom Himmel?

DIE GANZE HÄRTE DES GESETZES

Wenn ein Richter in seinem Urteil ausführt, den Angeklagten müsse »die ganze Härte des Gesetzes« treffen, ist zuvor viel passiert: Eine schwere Straftat ist begangen worden, die gesühnt werden soll, oder eine Kette von immer neuen Regelverstößen geht voraus, die nach vielen Versuchen, Milde walten zu lassen und auf Besserung zu setzen, endlich einmal reißen muss, damit es nicht noch schlimmer kommt. »Die ganze Härte des Gesetzes« heißt dann: Das volle Strafmaß wird ausgeschöpft; mildernde Umstände kommen nicht infrage; Unschuldsbeteuerungen werden als Ausflüchte entlarvt. Eine empfindliche Geldbuße oder eine lange Haftstrafe wird verhängt.

Immanuel Kant hat erkannt, dass der Staat ohne solche Zwangsmittel untergeht. Er braucht eine gute Polizei, die zur Not einen Menschen festsetzen kann; er braucht eine effektive Justiz, in der nicht bis zum St. Nimmerleins-Tag diskutiert, sondern in absehbarer Zeit ein Urteil gefällt wird; er

braucht auch Gefängnisse, um diejenigen einzusperren, die eine Strafe absitzen müssen und gemeingefährlich sind. All diese Zwangsmaßnahmen eines starken Staates sind, so der Königsberger Philosoph, Zeichen einer konstitutionellen Schwäche: dass nämlich der Mensch nicht nur gute Seiten hat, sondern auch abgrundtief böse sein kann, und dass kein Herrscher dieser Welt die Menschen zu besseren Menschen macht.

DIE GANZE STRENGE DES GERICHTS

Wenn aber der Staat streng sein muss, weil er nur über begrenzte Kräfte verfügt – wie ist das bei Gott, der doch »alles vermag«, wie Jesus seinen Jüngern erklärt (Markus 10,28)? Nicht nur das Alte, auch das Neue Testament malt in vielen Bildern das Jüngste Gericht aus. Dieses Gericht ist streng; es ist die letzte Instanz. »Geht weg von mir, ihr Verfluchten«, sagt der königliche Menschensohn im Gleichnis vom Weltgericht (Matthäus 25,31-46), »in das ewige Feuer, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist.« Es ist derselbe Menschensohn, der sagt: »Was ihr einem der Geringsten meiner Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.« Er sagt aber eben auch: »Was ihr einem der Geringsten nicht getan habt, das habt ihr mir nicht getan.« Es ist also derselbe Gerechtigkeitssinn, dieselbe Solidarität, dieselbe Anteilnahme, die einmal so, einmal so urteilen lässt. Wenn es so wichtig ist, ein Werk der Barmherzigkeit zu tun, dass der Eingang ins Reich Gottes geöffnet wird, dann ist es auch ebenso wichtig, einem Hungernden nicht zu essen und einem Dürstenden nicht zu trinken gegeben, einen Nackten nicht bekleidet, einen Kranken und einen Gefangenen nicht besucht zu haben.

Aber sind dann nicht die Verurteilten die Ärmsten der Armen, derer nur Heulen und Zähneknirschen wartet (Matthäus 25,30)? Seit dem Mittelalter wurde regelmäßig über dem Eingang großer Kirchen das Weltgericht in Stein gehauen, mit Jesus Christus als Richter in der Mitte und den Guten zu seiner Rechten, den Bösen aber zu seiner Linken. Dieses Bild ist eine Wegmarke. Es fordert alle, die das Gotteshaus betreten wollen, zur Gewissenserforschung auf. Sie sollen sich prüfen, ob sie würdig sind oder sich, wie Jesus es in der Bergpredigt sagt, erst mit ihrem Bruder und ihrer Schwester versöhnen müssen, bevor sie den Tempel betreten und ihre Gabe darbringen; das ist schon dann der Fall, wenn der Nächste an mir schuldig geworden ist – wie viel mehr muss es dann gelten, wenn ich schuldig geworden bin (Matthäus 5,23-24)? Das Bild vom Weltgericht ist aber keine Barriere, die den Zutritt versperrt. Es ist auch eine Schwelle. Es gibt ein Jenseits des Gerichts: den Raum der erfüllten Gegenwart Gottes selbst. Ohne Gericht gibt es kein Heil. Aber das Gericht gibt es um des Heils willen.

DIE GANZE FÜLLE DER GERECHTIGKEIT

Carlos Mesters, der Befreiungstheologe, erzählt von einem Bibelkurs in Brasilien, der zugleich ein Alphabetisierungskurs gewesen ist: Abends seien Bilder gezeigt worden. Eines habe einen älteren Mann mit strengem Gesicht gezeigt. Das Gerede sei losgegangen: »Wer das wohl sein mag?« – »Dem möchte ich nicht im Dunkeln begegnen.« – »Die arme Frau, die mit einem solchen Mann verheiratet sein muss.« Bis einer der Teilnehmer gesagt habe: »Das ist mein Vater. Er ist Anwalt. Ich weiß, wann das Foto gemacht worden ist: als er vor Gericht Bauern verteidigt hat, denen man ihr Land wegnehmen wollte.«

Gottes Gerechtigkeit ist die Hoffnung für alle, denen Unrecht getan wird und die in dieser Welt vielleicht hier und da, aber nie voll und ganz Recht bekommen. Gottes Gerechtigkeit ist auch die Hoffnung aller, die selbst wissen, dass sie Unrecht getan haben: Mögen sie auch lange mit dem Gedanken spielen, sich möglichst gut durchzumogeln, ist ihnen doch im Grunde klar, dass sie ihr Leben auf einer Lüge aufbauten, wenn nicht einmal die Wahrheit ans Licht käme. Gottes Gerechtigkeit ist nicht zuletzt die Hoffnung derer, die meinen, der Barmherzigkeit nicht zu bedürfen, weil sie schon alles richtig machen, ohne auch nur zu ahnen, wie sehr sie gerade dadurch im Irrtum befangen sind und wie klein sie damit von der Liebe denken, die Gott ihnen schenkt. Jesus hat mit seinem Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner diese Figur eingefangen: denjenigen, der selbstbewusst nach vorne geht und nur dafür dankt, nicht wie jener Sünder zu sein, und den anderen, der nicht vorzutreten wagt, die Augen senkt und nur betet: »Gott, sei mir Sünder gnädig.« Der Kommentar ist kurz und bündig: »Dieser kehrte gerechtfertigt heim, jener nicht« (Lukas 18,9-14).

DIE GANZE GRÖSSE DER HOFFNUNG

Die Beispielgeschichte Jesu spricht von Rechtfertigung. Gott macht den Sünder zu einem Gerechten. Ist das gerecht? Es ist jedenfalls keine Willkür. Gott hat seine Maßstäbe. Er bleibt sich selbst treu. Gerechtfertigt wird der Sünder, weil er reumütigen Herzens seine Schuld bekennt. Das ist Gnade; es ist barmherzig. Aber es ist in dieser Gnade und Barmherzigkeit auch gerecht, weil Gott Gerechtigkeit schafft, indem er einen Menschen verwandelt: nämlich wieder zu einem Menschen macht. Es wäre nicht gerecht, wenn der Sünder nicht seine Schuld bereut und sich nicht Gottes Barmherzigkeit anvertraut hätte. Es ist gerecht, weil Gott, der Schöpfer, konsequenterweise auch der Erlöser ist und weil der Mensch, als Gottes Ebenbild geschaffen, zu sich selbst findet, wenn er zu Gott findet. Das macht Hoffnung – Hoffnung auf mehr. ■